

Christine Greunz

Antons Nächte

Roman

© 2026 Christine Greunz
Umschlaggestaltung: @bysahlia
Lektorat: Judith Kreiner

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 GroÙbebersdorf
Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN:
978-3-99192-743-3 (Paperback)
978-3-99192-744-0 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der:s Autor:in unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Schicht um Schicht

durchbricht

ein

leises

Stöhnen

die Dunkelheit.

Der ständig wehende Wind war in die Seele der Menschen übergegangen. So wie die Bäume, die ihre Stämme in den Stürmen neigten, mal in die eine, mal in die andere Richtung, beugten sie sich, je nachdem woher der Wind gerade kam, vor den Stürmen der Zeit.

Manche gingen fort und kehrten zurück, mit dem Wissen, dass auch in anderen Teilen der Welt starke Winde wehten.

Zwischen den grünen Hügeln, durch die der Wind ständig hindurchfegte, lagen weite Wiesen und Felder und immer wieder kleine Dörfer, mit Bauernhöfen und Auszugshäusern für die Alten, die mit skeptischen Blicken zu den Höfen hinübersahen, in denen bis vor kurzem noch sie das Sagen hatten, in denen nun die Jungen lebten, die jetzt die harte Arbeit erledigten, die sich um die Tiere kümmerten, um die Felder und Wiesen, die Kinder zeugten und Entscheidungen trafen, die die Alten nicht verstanden.

Aus der Ferne erschienen die Höfe wie kleine, weiße Spielzeughäuser, die ihre roten Dächer dem großen, weiten Himmel entgegenstreckten. Nebenstraßen und Wege führten zu der einen großen Straße, die wiederum zum Ort führte. Dort befand sich alles, was zu dieser Zeit für die Menschen wichtig war: ein Gemischtwarenladen, ein Gasthaus mit einer Metzgerei dabei, ein Bäcker, eine Bank, die Post, das Gemeindeamt, ein Gemeindefeldarzt und die Kirche mit dem Friedhof. Das Gasthaus, das gleich neben der Kirche stand, beherbergte im ersten Stock einen großen Saal, für all die Bälle und Hochzeiten im Laufe eines Jahres. Wenn zu dieser Zeit Bauersleute heirateten, kam eine Hundertschaft an Gästen. Da brauchte man große Säle. Die Nachbarn, die Vereine, die Verwandten, alle waren eingeladen zu kommen. Bei den Bällen wiederum saßen die Alten unten in der Stube, schüttelten den Kopf über die Jugend, die über ihnen ausgelassen feierte, und gingen zur rechten Zeit nachhause. Aber auch sonst

wusste man zu feiern. Da gab es Dorffeste, Waldfeste, Zeltfeste und Erntedankfeste. Die Aufgabe des Bürgermeisters war es, diese Feierlichkeiten zu eröffnen, und die seiner Frau, der Frau Bürgermeister, ihn dabei zu begleiten. Der Pfarrer gab mit seiner Anwesenheit der Veranstaltung und allen, die dabei waren, seinen Segen und ließ sich anschließend das wohlverdiente Essen vorsetzen.

Der damalige Pfarrer war weit über Ort und Zeit hinaus bekannt. Das lag an seinen Sonntagspredigten, die gefürchtet waren. Er stieg dazu auf die Kanzel und zählte gestenreich und mit schallender Stimme all die Untaten auf, die ihm unter der Woche zu Ohren gekommen waren, meist zugetragen vom Messdiener. Er verschonte niemanden, mehr noch, der Zeigefinger seiner rechten Hand zeigte bedrohlich auf die jeweiligen Sünder oder Sünderinnen, die in den Kirchenbänken unter ihm die Köpfe einzogen.

Viele der Männer betraten die Kirche erst gar nicht, sondern warteten draußen auf dem Kirchenplatz auf das Läuten der Glocken, das sie lauter sprechen und sie wissen ließ, dass die Betenden bald herauskommen würden. Schnell mussten die wichtigsten Dinge besprochen werden. So mancher Handschlag besiegelte noch den einen oder anderen Handel und so manches Schulterklopfen sollte noch den Zorn des Nebenstehenden besänftigen, auf dessen Kosten der letzte Scherz gegangen war.

Auch die Frauen steckten nach der Messe auf dem Platz ihre Köpfe zusammen und gesellten sich anschließend zu ihren Männern. Gemeinsam besuchte man noch das

Familiengrab und zuhause beim Mittagessen wurden all die Neuigkeiten besprochen.

Maria ging nach der Messe schnurstracks zum Friedhof, grüßte kurz mal links und mal rechts, blieb aber selten stehen. Sie war eine fleißige Kirchgeherin, ließ kaum einen Sonntagsgottesdienst aus. Immer war sie frühzeitig da, um auf der linken Seite, auf der Seite, auf der die Frauen saßen, ihren gewohnten Platz unter dem Heiligen Georg, dem Drachentöter, einzunehmen. Ihr Mann, Anton, blieb zuhause. Sie konnte nicht sagen, ob er die Messe mied, weil er sich nicht den Predigten des Pfarrers aussetzen wollte, oder – das wollte sie nicht mal denken – nicht gläubig genug war. Es konnte auch sein, dass er sich nicht dem Gerede auf dem Kirchenplatz stellen wollte. Maria betete für ihn mit. Das tat vermutlich auch Antons Mutter, die meist mit ihr gemeinsam den Gottesdienst besuchte. Maria goss die Blumen an den beiden Familiengräbern und wartete auf ihre Schwiegermutter, die versuchte, noch schnell am Kirchenplatz das Wichtigste aufzuschnappen. So viel Zeit musste sein. Wenn sie sich dann neben Maria vor das Grab ihres Mannes gestellt und sich bekreuzigt hatte, war es Zeit, nachhause zu gehen.

Das Bett neben ihr war leer, wie jeden Morgen. Schon seit Jahren dasselbe Bild, der leere Polster neben ihr zerknüllt und die Decke zurückgeschlagen. Nur sein Geruch schwebte noch in der kalten Luft des gemeinsamen Schlafzimmers. Ihre Hand fuhr über das faltige Laken. Es war keine Wärme mehr zu spüren.

Maria wusste, dass er sich Nacht für Nacht bemühte, dass er sich wünschte, im Bett durchzuhalten, bis es Zeit war aufzustehen. Sie konnte hören, wie er sich von einer Seite zur anderen wälzte, um sich schließlich mit einem Seufzer aus dem Bett zu drehen und sich auf den Weg nach unten zu machen. Sie vernahm das Knarren der Stufen unter seinen Schritten. Das Sofa in der Stube sollte ihm die restlichen dunklen Stunden als Liegeplatz dienen. Darüber gesprochen hatten sie nie.

Schließlich erhob sie sich von ihrer Seite des Bettes, schlüpfte in Hausschuhe und Morgenmantel und ging hinunter in die Küche. Der Tag war noch grau und dämmerig, die Tür zur Stube nur angelehnt. Sie hörte sein leises Schnarchen, sah ihn durch den Spalt auf dem Sofa liegen, die alte, karierte Wolledecke über die Schultern gezogen, die Beine angewinkelt. Die Decke zu kurz, um auch seine nackten Füße zu bedecken. Leise schloss sie die Tür. Im Tischherd war das Holz für das Feuer bereits vorbereitet. Sie hielt das Streichholz unter das Papier und beobachtete, wie die Flammen gierig ein Scheit nach dem anderen in Besitz nahmen und dabei immer größer wurden. Sie hörte

das Knistern und schloss die Ofentür, nicht ganz, ein Spalt musste noch offen bleiben. Sie nahm einen Kaffeefilter aus der Schachtel aus dem oberen Fach der Kredenz, die Kaffeedose, füllte Kaffee in den Filter, fünf Löffel, Wasser in den Behälter der Kaffeemaschine und drückte auf den Knopf. Bis die morgendliche Arbeit getan war, würde es warm sein in der Küche und der Kaffee fertig.

Im Stall warteten zwei Schweine und ein Dutzend Hühner auf sie. Die Kühe hatten sie letztes Jahr verkauft, vom Metzger abholen lassen. Sie meinte noch immer, ihre großen Körper zu riechen, vermisste es, über ihre warmen Bäuche zu streichen und sie beim Namen zu nennen. Fünf waren es gewesen. Über die ganzen Jahre nie mehr. Genug, um den kleinen Hof zu bewirtschaften, genug Arbeit für sie beide und ein wenig Zuverdienst zu Antons Lohn.

Die Katze kam angelaufen, um mit einem bettelnden Miauen um ihre Beine zu streichen. Maria gab ihr einen Stoß, sah nicht mehr, wie sie auf ihren vier Beinen landete.

Es machte ihr nichts aus, so früh aufzustehen und ihre Arbeit zu verrichten, auch wenn es jetzt nicht mehr allzu viel zu tun gab. Es war die Zeit des Tages, die noch ganz ihr gehörte. Sie öffnete die hintere Stalltür und atmete die frische Luft der Nacht, die sich langsam verabschiedete. Die Wolkenstreifen am Horizont färbten sich rot. Hinter dem Hof führte die Straße vorbei, nicht weit entfernt. Ein erstes Auto war zu hören, störte die morgendliche Ruhe, der Fahrer auf dem Weg zur Arbeit.

Sie füllte den Trog mit dem Futter und schüttete mit dem Eimer Wasser dazu. Während die beiden Schweine ihre Rüssel mit schmatzenden Lauten in das matschige

Nass steckten, öffnete sie die Tür zu deren hölzernem Verschlag, schaufelte den noch dampfenden Mist in die bereitstehende Scheibtruhe und karrte ihn ins Freie, durch die hintere Stalltür. Ein stattlicher Misthaufen ist da einst gewesen, dachte sie, und betrachtete den kümmerlichen Rest aus stinkendem Schweinemist.

Nach den Schweinen waren die Hühner an der Reihe. Sie sammelte die Eier ein, zog sie den Tieren, die sich widerwillig erhoben, noch warm unter ihren Federkörpern weg. Der Korb füllte sich. In wenigen Tagen war Ostern, spät in diesem Jahr. Sie öffnete den Schieber aus Holz, der den Hühnern den Weg hinaus freigab, sie über eine kleine, hölzerne Trittleiter auf den Hof führte.

Als sie mit allem fertig war, ging sie zurück in die Küche, legte Holz nach und stellte den fertigen Kaffee, Brot, Butter und Marmelade auf den Küchentisch. Honig gab es nur sonntags. Sie konnte hören, wie sich Anton nebenan vom Sofa erhob, sich streckte, die Steifheit aus seinen Knochen verscheuchte. Wortlos stellte sie ihm seine Tasse Kaffee hin, wortlos nahmen die beiden ihr Frühstück ein. Das Geschirr kam anschließend in die Spüle, Marmelade und Butter in den Kühlschrank.

„Ich geh dann zu den Erdäpfeln“, sagte Anton. Maria würde nachkommen, später dann, wenn die Betten gemacht, die Küche gefegt. Aber das musste sie ihm nicht sagen.

Der Erdäpfelacker lag nicht weit vom Hof. Es war das letzte Stück Land, das sie sich behalten hatten. Alles andere, auch den Grund weiter hinten, den am Waldrand, hatten sie an einen Bauern im Dorf verpachtet, noch

bevor die Kühe abgeholt worden waren. Das restliche Heu war da schon verfüttert, kein neues mehr zu machen.

„Verkauft mir halt den Grund“, hatte der Bauer gesagt. „Wofür wollt ihr ihn denn behalten?“

Aber das kam nicht in Frage. Auch wenn es nicht viel war, auch wenn den Hof niemand weiter bewirtschaften würde. Grund und Boden gab man nicht her, hatte in der Familie zu bleiben.

Das übrig gebliebene Stück Land, auf dem sie die Erdäpfel setzen wollten, war genug, um sich das ganze Jahr damit zu versorgen, groß genug, um noch etwas zu tun zu haben.

Am Rande des Ackers stand der Anhänger mit den Erdäpfeln vom letzten Jahr, aus denen sich jetzt die hellen Keime dem Licht entgegenstreckten. Anton pflügte mit dem alten Traktor Reihen in das Feld.

Der Traktor war Antons ganzer Stolz. „Steht da wie neu“, antwortete er jedes Mal, wenn er danach gefragt wurde. Der erste Traktor am Hof war es gewesen. Ihn hatte noch sein Vater gekauft, einen grünen Warchalowski. Die gab es heutzutage nicht mehr. Anton hatte ihn gefahren, kaum dass seine Füße die Pedale erreicht hatten, und ihn über all die Jahre sorgsam gepflegt. Kein neuer war dazugekommen. Er hatte immer seinen Dienst getan. Dafür hatte Anton gesorgt.

Er hatte als Landmaschinenmechaniker gearbeitet, unten im Ort. Jetzt, wenn er nicht gerade auf dem Sofa lag oder im Stall war, werkte er in der kleinen Werkstatt, die er sich in der alten Scheune hinter dem Haus seiner Eltern eingerichtet hatte, wo er alle möglichen Gerätschaften

reparierte, und zwischendurch mit der Hand über die Kühlerhaube seines geliebten Traktors strich. Ölverschmierte Zärtlichkeit in seinen Händen.

Maria nahm den alten Korb vom Haken, schlüpfte in ihre Gummistiefel und folgte Anton auf das Feld. Ein schmaler Weg führte sie durch den Obstgarten. Die Wiese unter den alten Obstbäumen, die schweigend in der Morgensonne standen, war bedeckt mit grünem Frühlingsgras und ersten gelben und weißen Blüten. Hauptsächlich Zwetschenbäume standen da und ein paar Apfelbäume. Sie streckten ihre knorrigen Äste in alle Himmelsrichtungen. Am Rand der Obstbaumwiese, dort, wo die Straße zum Ort vorbeiführte, klaffte eine große, braune Wunde in der Erde. Dort hatte Anton im Winter den großen Birnbaum, dessen herbe Früchte früher zusammen mit den Äpfeln in der Maische für den Most gelandet waren, gefällt und den Wurzelstock mühsam ausgegraben. Das große Mostfass, das immer im dunklen Keller in der hintersten Ecke gestanden war, dort, wo sich das Grundwasser auf dem bloßen Lehmboden sammelte, befand sich jetzt an der Ecke des Hauses, unter der Regenrinne, um das Regenwasser zu fassen.

Zwischen den Obstbäumen war das kleine, alte Haus zu sehen. Seit Antons Mutter vor Jahren gestorben war, stand es leer und wartete geduldig auf sein Ende. In ihren ersten Ehejahren hatten sie darin gelebt, zusammen mit den Schwiegereltern.

Maria blickte hinauf zu den beiden Fenstern unter dem Dach. Dahinter verbargen sich zwei schmale Kammern. Eine davon war ihre gewesen, die von Anton und ihr. Der

Wind war durch die Balken gezogen, über ihre schlafenden Köpfe hinweg. Im Winter waren sie mit einer Schicht weißem Reif auf ihren dicken Daunendecken erwacht, während die Sonne durch zarte, eisige Blütenmuster auf den kleinen Fensterscheiben hereinblitzte. Nahe beisammen waren sie gelegen in diesen Nächten, die alten Decken schwer auf ihnen. Die Schwiegereltern konnten in der Stube darunter ihr Lachen hören, hatten den Kopf geschüttelt und gleichzeitig gehofft, dass sich die beiden da oben unter ihrer Decke um den Nachwuchs kümmerten.

Als sie beim Feld ankam, hatte Anton bereits die ersten Reihen gepflügt. Die Erde dampfte. Maria füllte ihren Korb mit den Erdäpfelhälften und begann, sie in die Erde zu stecken, die Triebe sorgfältig nach oben. Nach jedem kurzen Schritt eine. Sie nahm eine Handvoll Erde und roch. Es wird eine gute Ernte werden, dachte sie. Nur der Erdäpfelkäfer konnte ihnen einen Strich durch die Rechnung machen. Aber sie würde schon aufpassen.

Erst zwei Reihen hatte sie gesetzt, da spürte sie bereits den Schmerz, der vom unteren Rücken hinauf zu den Schultern zog. Immer öfter musste sie sich strecken. In ihren ersten Jahren hier am Hof hatte sie sich zwischendurch nur kurz aufgerichtet und zu ihrem Mann geblickt, beide in tiefem Einvernehmen bei der gemeinsamen Arbeit. Sie hatte die Hand über ihre Augen gelegt, um in die Weite zu blicken, zum nahen Waldrand, hatte in die Sonne geblinzelt und anschließend ihre Hände wieder in die Erde gesteckt. Jetzt sehnte sie sich bereits nach einer Pause und richtete ihren Blick zur Einfahrt in den Hof. Karin wollte heute kommen, mit Laura, der Enkelin.

Die beiden lebten in Wien. „Schluss mit der Herumzieherei“, hatte Karin gesagt. Den Vater von Laura, den hatten Anton und Maria nie kennengelernt. „Er ist weg. Keine Ahnung, wo er ist“, war Karins Antwort gewesen und Maria dachte sich, dass es vermutlich gut so wäre. Ob er auch zahlt für die Kleine? Vermutlich nicht.

Komm doch wieder heim. Wir haben Platz genug. Ich helfe dir auch mit der Kleinen. Das waren die Worte, die Maria nie ausgesprochen hatte. Gar nichts hatte sie gesagt, zumindest nicht in Worten. Nur ein tiefer Seufzer war ihr entkommen, als Karin ihnen erzählt hatte, dass sie schwanger war, schon im sechsten Monat. Sie seufzte weiter, im Stillen nun, wie sie meinte.

Wie lange sie wohl dieses Mal bleiben werden? Bis morgen, vielleicht sogar über das ganze Osterwochenende? Das Zimmer hatte sie vorsorglich vorbereitet. Die beiden Betten frisch bezogen.

Gerade als sie Anton zuzurufen wollte, dass sie zurückgehen würde, um das Mittagessen vorzubereiten, hörte sie ein Auto in die Einfahrt einbiegen. Sie sah Karin aus ihrem blauen Wagen steigen, sah, wie sie die hintere Autotür öffnete und Laura aus dem Kindersitz hob. Kaum waren ihre kurzen Beine auf dem Boden, lief Laura über die Wiese auf sie zu, in der Hand einen kleinen Stoffhasen. Passend, dachte Maria. Karin folgte ihr, Jacke und Mütze für sie in der Hand. Maria ging ihnen entgegen.

„Wie war das Fahren?“

„Alles gut ... Der Wagen spinnt ein wenig. Macht so komische Geräusche beim Bremsen.“

Anton sollte sich das am Nachmittag ansehen. Nach dem Essen und nach seinem Mittagsschlaf.

„Arbeitest du noch in dem Café?“, fragte Maria. Palatschinken hatte sie gemacht, die mochte Laura doch so gern. Sie betrachtete ihre Tochter. Dünn ist sie, dachte sie.

„Geht sich das aus, mit der Laura?“

„Ja sicher, sie ist ja schon im Kindergarten“, antwortete Karin, überhörte den stillen Seufzer ihrer Mutter.

„Können wir übers Wochenende bleiben?“

„Musst du gar nicht arbeiten?“

„Hab frei über Ostern.“

Laura sah ihre Oma erwartungsvoll an, den letzten Bissen der Palatschinke, mit Zwetschkenmarmelade gefüllt, noch halb im Mund.

„Bitte, bitte, Oma!“

Die sonst im Haus herrschende Stille wich an diesem Wochenende ungewohnten Geräuschen. Die helle Stimme von Laura stimmte ein in das ferne Glockengeläute der Kirche. Das Trappeln ihrer Füße war zu hören, während sie durch das ganze Haus lief, dann über den Hof, in den Stall, um überall nachzusehen, ob ja alles an seinem Platz war. Sie besuchte die Hühner, die Schweine, suchte nach der Katze und pflückte die ersten Frühling Blumen, Schlüsselblumen für die Oma. Diese nahm sie mit zum Füttern der Tiere und las ihr abends eine Geschichte vor. Anton war in seiner Werkstatt und reparierte Karins Wagen, und manchmal sah die Kleine ihm zu. Karin, die war unterwegs, Freunde besuchen, meinte sie.

„Oma, was machst du da?“

„Schnitzel klopfen.“

„Warum?“

Laura stand auf Zehenspitzen neben Maria, ihre kleinen Hände umklammerten den Rand der Küchenplatte. Ihr Kopf reichte nur knapp darüber.

Es war Ostersonntag. Gemeinsam waren sie am Morgen in der Kirche gewesen, hatten Brot, Salz und gekochte Ostereier in einen Korb gelegt, mit einem karierten Tuch zugedeckt und zur Messe mitgenommen. Anton war zuhause geblieben. Karin hatte da noch geschlafen.

Ganz andächtig war Laura in der Kirche neben ihr gesessen, hatte staunend die vielen bunten Figuren an den Wänden betrachtet, den vielen Blumenschmuck, das ganze Gold. Sie hielt sich still, presste die Lippen zusammen und lauschte dem Beten, den Gesängen und der lauten Orgelmusik. Maria blickte immer wieder zu ihrer Enkelin, die so ruhig neben ihr saß und nur ihr blondes Köpfchen in alle Richtungen drehte. Wahrscheinlich hat sie noch nie eine Kirche von innen gesehen ... außer bei ihrer Taufe, dachte Maria.

„Ist nicht notwendig, dass ihr extra nach Wien kommt. Wird nur eine einfache, kleine Taufe. Nix Besonderes.“

Sie hätten dabei sein müssen, als Großeltern. Maria war Tage vorher am Bahnhof gewesen und hatte am Schalter nach einem passenden Zug gefragt. In der Früh hin, vielleicht sollten sie sich ein Zimmer in einer Pension nehmen, und am nächsten Tag wieder nachhause fahren. Aber daraus wurde nichts.

Na ja, Hauptsache, sie ist überhaupt getauft. Das hätte sie der Karin zugetraut, dass sie die Kleine gar nicht taufen